Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 28

Rubrik: Sonntagsgedanken

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sonntagsgedanken

Betrachtungen an einer Badewanne

Gestern, als ich vom Samstagabend-Ausgang heimkehrte, den Kopf wirr von Gedanken — es war politisiert worden — und nun, zu Hause im Badezimmerchen der allnächtlichen Reinigung mich hingeben wollte, sah ich eine Spinne. „Spinne am Abend, erquickend und labend." Seltsamer Kauz, der diesen Vers erfunden hat! Aber abgesehen davon, daß mir der Anblick von Spinnen niemals erquickend und labend ist — es sind scheußliche Viecher — stimmte es diesmal auch sonst nicht. Denn es war nicht die Spinne, im Grunde genommen, sondern das Symbol, zum Greifen nahe vor meinen Augen, das meiner Einbildung zu schaffen machte. Ich hatte das Gefühl von etwas Furchtbarem!

Die Spinne, eine Spinne mittlerer Größe, saß oder stand auf dem Boden der Badewanne. Sie stellte ihre acht Beinchen strahlenförmig um ihren plumpen, mißfarbenen Leib, wie acht kleine, auseinandergeklappte Bockleitern. Sie schien sich verschnaufen oder besinnen zu wollen. Dann begang sie steifbeinig loszustaken. Ich sah, daß sie aus der Wanne heraus wollte. (Wie sie hineinkam, darüber müßte ihr Unglück, ihr böser Geist befragt werden.) Aber jedenfalls war sie bestrebt, nun aus dieser Wüste, aus dieser Arktis von weißem Email wieder herauszukommen. Um jeden Preis, wenn ich das von einer Spinne sagen darf. Offensichtlich hatte sie gemerkt, daß hier der Tod auf sie lauerte. So begann sie vorsichtig, Fuß vor Fuß und Griff vor Griff, wie ein erprobter Bergsteiger eine Steilwand zu erklimmen.

Eine Hand breit über dem Wannenboden, überwältigt von der verdammten Schwerkraft, die uns allen so sehr an den Füßen klebt, stürzte sie ab. Sie schüttelte sich, gewißermaßen, und begann den Anstieg von neuem. Mit demselben Mißerfolg. Darauf änderte sie die Richtung. Nahm eine andere Wand in Angriff. Wunderbar zu sehen, wie sie es jetzt mit einer schrägen Traverse versuchte! Aber schon kam sie wieder ins Rutschen, und sobald der Neigungswinkel der Wand einen gewissen Grad überschritt, stürzte sie unweigerlich ab. Die Wanne gab ihr nicht die geringste Chance. Die Gesetze der Physik funktionierten mit einer teuflischen Exaktheit, gänzlich unbekümmert um die zitternde Empfindsamkeit des lebendigen Geschöpfes.

Eine Weile lang stand nun die Spinne wieder unten, regungslos und, nach meinem Ermessen, wie vor den Kopf geschlagen. Aber sie gab den Kampf nicht auf. Sie kletterte und stürzte. Ohne Aufhören, in kurzen Pausen nur Kraft sammelnd. Es war, Sie dürfen mir glauben, ein faszinierendes Schauspiel. Es prägt sich der Seele so scharf ein, wie irgend etwas Grauenvolles. Denn, schließlich, wodurch unterscheidet sich der Kampf einer Spinne ums Leben vom Kampfe eines Menschen ums Leben? Niemals habe ich das stärker gefühlt, als gestern nacht, atemlos fast über die mystisch gewordene Badewanne gebeugt. Es begann mächtig in mir zu arbeiten. Ich bekam die seltsame Konstellation zu spüren. Das Gute in mir setzte sich mit dem Bösen in mir in Gegensatz. Sollte ich, der Spinnen haßt, die Wasserleitung öffnen und die Kreatur ins Ablaufrohr hinunterspülen? Mich ging die Sache eigentlich nichts an; ich war nicht der Urheber dieser vermaledeiten Tücke, durfte der Winzigkeit von Leben hier füglich ein rasches, alltägliches Ende bereiten und mich hernach in Unschuld waschen. Aber Goethe in mir siegte: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Also machte ich der Spinnenqual (nicht der Spinne!) ein Ende und warf ihr, meiner Feindin, einen Rettungsring hin, an den sie sich anklammern konnte. Erst wollte sie nicht mal. Rannte blindlings davon, als ob ihr nun neues, größeres Unheil drohte. Dummes Geschöpf, dachte ich. Denn über nichts ärgert sich der Mensch so sehr, wie über verschmähte Hilfe. Endlich erfaßte sie die Situation. Ich öffnete rasch das Fenster und warf sie hinaus in das Dunkel der Nacht, ihr einen Glückwunsch zum weiteren Spinnenfortkommen nachmurmelnd.

Hernach, beim Zähneputzen, fiel mir ein, daß wir armen Halbgötter alle uns selbst sozusagen in einer Riesenbadewanne befinden und ohne viel Aussicht auf Erfolg an den glatten Wänden herumklettern. Wer wird uns heraushelfen?

Emil Schibli.

Fröhlich in Trübsal!

In der heutigen Zeit, die immer ärmer an Freude wird, kann man nicht dankbar genug Niedergeschlagene, Kranke und Gesunde auf Quellen hinweisen, wo sie neuen Mut, frische Kraft und Zuversicht finden. Wir verdanken die Entdeckung dem Zufall einer eigenen Erkrankung, die unfreiwillig zum Feiern zwang. Es handelt sich um ein Buch, das überdies gar nicht neu ist, sondern schon vor dem ersten Weltkrieg erschien, aber auch den zweiten überdauern wird. Wie alle großen Dinge ist dieses Buch ganz einfacher Art, aber die Gnade eines himmlischen Wunders ruht darin. Mit ein paar Worten sei dafür Zeugnis abgelegt.

Bereits im April 1913 konnte der Westschweizer Professor Paul Seippel das Vorwort zur 5. französischen Ausgabe eines eben wieder neu aufgelegten Buches (Paul Seippel, „Adele Kamm") schreiben, das er aus eigenen Beobachtungen, aus Briefstellen, aus mündlicher Überlieferung von Freunden, Freundinnen, Aerzten und Pfarrern zusammengetragen hatte und das alles von dem Mädchen Adele Kamm handelt, das bloß 26 Jahre alt wurde und seit der Konfirmation nahezu immer krank war. Adele Kamm entstammte glarnerischem Geschlecht, wuchs aber in Lausanne auf und starb in Genf. Das Martyrium ihrer Leiden führte sie nach Leysin, nach Cannes; es begann mit einem Lungenleiden, dem sich nahezu alle organischen Krankheiten anschlossen. Als die Aerzte mit dem hoffnungslosen Befund herausrückten, ließen die Angehörigen die Köpfe hängen, die schöne Adele Kamm hingegen entdeckte ihr zweites Leben: Das des Geistes, des Glaubens, des Gebetes, des Gottvertrauens. Die gute Abstammung, eine glückliche Jugend, Lichtblicke der Hoffnung, körperliche Vorzüge gehören der Vergangenheit an. Trotz Fiebern, trotz Schmerzen empfängt die unvergleichliche Adele Kamm 10 Jahre lang Besuche, schreibt Briefe, Broschüren (die erste heißt bezeichnend „Fröhlich in Trübsal"!), Aufrufe, Botschaften an Kranke, Gefangene und Gesunde. Sie gründet einen Krankenverein, hilft eine Luftkurhalle erstellen; die Sieche im Bett entfaltet eine Tätigkeit, die jeden Gesunden beschämt. In dieser Protestantin Adele Kamm begegnet man einer Kreuzträgerin, deren christliche Heilsbotschaft Juden, Katholiken, Ungläubige erschüttert. Die Wirkung ihrer religiösen Persönlichkeit überschreitet selbst die Landesgrenzen. Als sie am 14. März 1911 stirbt (geboren am 1. Oktober 1885), ist sie eine Berühmtheit, der theoretisch die Aerzte schon Jahre zuvor das Leben absagten. Als Wunder und Heilige priesen sie verstiegene Gemüter, während sie selber sich schlicht und einfach als einen lebenden Beweis dafür ansah, daß der Körper dem Geist untertan sei, daß die sittliche Kraft selbst dem Siechtum gewachsen sei, daß die Liebe den Tod überwinde und daß ihr „Leben und Tod die gleiche Freude" bereiten. Die Gemeinsamkeit mit Gott, die Kraft ihres Gebetes, der Heroismus ihres Herzens vergöttlicht den Lebenszweck dieses Daseins, daß es selbst in der Stunde des Abschiedes Mutter und Schwester Trost spendet.